

Die Freitugeln.

Geschichte aus den bayerischen Bergen von Friedr. Dold.

Ueber die Berge blühte der erste Sonnenstrahl, die ganze Gegend schimmerte und flimmerte im reichlich ausgeprägten Tau, und zwischen den niedrigen Hügeln leuchtete der See schon im vollen Glanze.

Oben auf dem Bergabhang, an dessen Fuß das Dorf am See lag, standen zwei stattliche Bauernhöfe, der Ober- und Unterriessler genannt. Beide Höfe waren ungefähr eine Meilenlänge voneinander entfernt, und vom Hofe des Oberriesslers führte ein Weg, der beim Unterriessler in eine waldige Schlucht einbog, den Bergabhang hinunter ins Dorf.

Die Bewohner beider Höfe hielten gute Nachbarschaft; auf dem Oberriesslerhofe wohnte ein junger Bauer mit seinem Weibe und seiner Schwester, welche letztere vor ungefähr einem Jahre in das Haus ihres Bruders gezogen war. Sie hatte sich bisher bei Verwandten in Trost aufgehoben, war aber dann, einem Wunsch ihres Bruders folgend, auf den Oberriesslerhof gekommen, um ihrer Schwägerin bei der Hausarbeit eine Stütze und dem unglücklichen ein Jahr alten Kinde, einem lieblichen Knaben, eine Pflegerin und Wärterin zu sein.

Franzi nur erst einmal das Weib des Uebermüthigen, so würde sie ihm dieselben sicher abgewöhnen. Vincenz hielt auch wirklich eines Tages am Franzl an, wurde nicht abgewiesen, Mutter und Bruder gaben ihre Einwilligung und ihren Segen, und im Herbst sollte die Hochzeit sein.

Freilich hatte Vincenz seiner Braut in die Hand versprochen müssen, das Wildern sich immer aufzugeben, und hatte das auch mit nicht gar zu schwerem Herzen gethan. Er hatte sich ferner gegen, allerdings erst nach hartem Kampfe, bereit erklärt, nicht bei allen Scheibenschüssen sich mehr zu betheiligen und sich nach und nach auch von diesem Vergnügen gänzlich zurückzuziehen.

Zu seinem Schreden mußte er aber bei dieser Gelegenheit die Entdeckung machen, daß ihm seine frühere Kunstfertigkeit mit einem Male gänzlich abhanden gekommen zu sein schien. Er war ganz ratlos in seiner Bestürzung, denn er konnte nicht einen einzigen guten Schuß mehr zuweilen bringen; die meisten Schüsse gingen ins Weide, und einige Male hatte er sogar die Scheibe gefehlt — er, der beste Schütze weit und breit! Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, und er erging sich auch seinem „Hüchspanner“ und Vertrauten, einem alten Knecht, gegenüber in unaufrichtigen Aeußerungen daß man's ihm „angehan“, daß entweder er selbst oder wenigstens sein Stutzen verkehrt sein müsse.

Der Knecht, ein alter verschmitzter Bursche, aus dessen fattenreichem Besitze unter bulhigen Brauen zwei stehende Keuleln lauernd hervordröhnten, bestrafte ihn eifrig in dieser Meinung. Und der alte Gid (Regibus), so hieß der Knecht, war benannt in solchen Dingen. Er galt im Dorfe und in der Umgegend als eine Art Hegenmeister, der mehr konnte, als „Brot essen“. Den Bauerweibern verkaufte er allerlei Kräutlein und Salben für krankes und verkehrtes Vieh, für die Dörnen hatte er Liebestränke und wunderbärtige Amulette, den Burschen und Männern aber verlassene er Winkschiruthen, Zaubersprüche, Freitugeln und ähnliche viel beehrte Gegenstände. Er wußte für alles Rath; klingende Anerkennungen von dankbaren Kunden, denen seine Mittelgehe gehalten, ließ er schmunzelnd in seine Taschen verschwinden, und Vorwürfen wußte er allerlei plausible Ausreden entgegenzusetzen.

Ueber die auffallende Ungeschicklichkeit nun, die der sonst so treffliche Schütze jetzt mit einem Male bei diesen Schießübungen an den Tag legte, war der Alte selbst am meisten überrascht, verläufte aber, den Entmutigten durch Trostesworte wieder zu beruhigen und aufzurichten. „Ja, ja, ich seh's schon, da stehst du da hinten“, sagte er. „Aber brauchst keine Angst zu haben, Du sollst doch das Best' davon trag'n um Schießst, dafür will ich schon sorg'n.“

geb'n, denn die zwei Sachen vertragen sich net miteinander. Aber zu was denn die Hin- und Herrede! Die Frau is, ob Du das Best' vom Schießst davontrag'n willst und ob Du dazu meine Hül' brauchst! Du mußt Dich aber geschwind entschließen, denn die Zeit is kurz, und so im Hundbunde'n kann ich die Kugeln auch net herbringen. Also — soll ich's schaffen?“

„So bring's“, rief Vincenz widerwillig hervor, „aber es soll g'wiss's letzte Mal sein, daß ich zu Dir und Deinen Mitteln meine Zuflucht nehm'.“

Der Tag, an welchem das Scheibenschießen abgehalten werden sollte, war herangekommen. Die Unterriesslerbäuerin und die „Gehalten“ hatten sich bereits ins Dorf hinuntergeben zum Frühgottesdienst, und nur Vincenz und der alte Gid waren auf dem Hofe zurückgeblieben. Der Alte hatte nämlich Vincenz zugesichert, daß die Kugeln jetzt in seinem Besitze seien, und daß er, wenn er wollte, nachher gleich einen Probeschuß thun könne, sobald die sämmtlichen Hausbewohner den Hof verlassen und der Kirchgang angetreten hätten.

„So, so will ich halt g'schwind ein'n Schuß thun“, sagte Vincenz und eilte in seine Kammer. Gid aber holte einstweilen die Scheibe aus der Scheune und besichtigte sie in angemessener Entfernung vom Hause am Gartenzaune. Hierauf schritt er zum Hause zurück, zog einen Kugelbeutel aus der Manteltasche seiner Zoppe hervor und hielt ihn Vincenz, der soeben mit dem Stutzen aus der Thür trat, entgegen. „Da hast Du die Kugel“, sagte er, „ich hab' mein Wort gehalten, aber ich hab' 'Plag' und 'Gah'r a'nug aus'g'standen dabel. Darf'st mir schon dankbar sein dafür.“

Vincenz nickte nur mit dem Kopfe, erwiderte aber nichts, sondern begann hastig den Stutzen zu laden. Es waren nicht gerade erfreuliche Gedanken, die ihm durch den Sinn zogen, und fast gereute es ihn jetzt sich noch einmal, trotz der Abmahnungen Franzl's, mit dem unheimlichen Wesen einzulassen zu haben. Es war ihm zu Muthe, als sei er im Begriffe, eine ungewohnte Frenselthat zu begehen, und das bleiche Gesicht Franzl's, die die Augen angstvoll auf ihn gerichtet hielt, tauchte plötzlich vor ihm auf. Schon wollte er sich umwenden, um dem Stutzen wieder ins Haus zurückzutragen, und den Besucher von sich zu weisen, als er aufschauend den höflichen Blick des Alten, der seine Gedanken zu errathen schien, begegnete. Da raffte er sich gewaltsam empor und rief, die Hände zusammenschlagend und die glühenden Gedanken gewaltsam zurückdrängend, den Stutzen an die Wange. In seinem Innern mußte er aber zu früh mit dem Finger an den Drücker gekommen zu sein, denn krachend erkund sich plötzlich der Stutzen, ehe er überhaupt nur die Scheibe auf's Korn zu nehmen und zu zielen vermocht hatte. Mit einem halbunterdrückten Zunge drehte sich Vincenz auf dem Abhange um und wollte seinem Knecht in zornigen Ausreden Luft machen, als ein marktschreiernder Aufschrei, der sich in dem am Hofe vorbeifahrenden, mit Gebüsch umsäumten Pöhlwege vernehmen ließ, ihn plötzlich verstummen machte. Erblickend sahen die Weiden, emander an; ehe sie aber ihre Vermuthungen austauschen oder sich von der Stelle bewegen konnten, ertönten neue Schreidenschreie und Hülferufe, und ein junges Mädchen, das händeringend aus dem Gebüsch stürzte, wurde neben dem Gartenzaune sichtbar.

„Franzl!“ schrie Vincenz, der an allen Gliedern zitterte, erstlezt auf. „Jesus Maria, is a Unglück — is Dir was g'lehn'?“

„Wer hat g'schossen? Du? O heilige Mutter!“ rief das todtblaue Mädchen, die Arme verwerfendsvoll zum Himmel hebend. „Kauf's, heft's, die Schwägerin — die Kugel ist ihr g'rad' in d' Brust' g'gangen.“

Die beiden Männer standen wie versteinert. Vincenz öffnete die bleichen Lippen, aber er brachte keinen Laut hervor, und der Stutzen entfalt seinen kraftlosen Händen. Mit Augen, die aus ihren Höhlen zu dringen schienen, blickte er im Kreise umher und sah, wie der Alte eben eilig hinter dem Hause verschwand. Da machte er noch einige unsichere Schritte, dann wurde es plötzlich dunkel vor seinen Augen, und bewußtlos stürzte er zu Boden.

Aus der Ohnmacht erwachte der Unglückliche aber nur, um in ein hohes Fieber zu verfallen, das ihn an den Rand des Grabes brachte. Wachenlang schwabte er zwischen Tod und Leben, gepiepelt von den schrecklichsten Fieberträumen. Der Landarzt, der ihn während seiner Krankheit fast täglich besuchte, übernahm es auch, als Vincenz wieder auf dem Wege der Besserung sich befand, ihm vorsichtig Alles mitzutheilen, was sich während seiner Krankheit ereignet hatte. Ein tiefes Stöhnen rang sich

